Klugheit des Elefanten war schon den Alten wohlbekannt, die ihm Schlauheit, ebenso aber auch gutmütigen Sinn und Treue nachrühmten. So sehen wir in Indien den Elefanten als treues Haustier dienen, dem man kleine Kinder anvertrauen kann, die er spazieren führt und bewacht; wir sehen ihn hier auf dem Feld und im Wald tätig — überall jene Arbeiten verrichten, die Intelligenz, Geduld und manchmal auch Scharfsinn erfordern. Mögen nun diese Arbeiten mehr oder minder schwer sein, das ungeschlachte Ungetüm weiß dabei seine gute Laune zu wahren und des öfteren durch seine drolligen Einfälle den Menschen zu erheitern. Man sieht ja förmlich aus seinen kleinen Aeuglein den Schalk blinzeln, der immer zu allerhand Streichen aufgelegt ist.

Doch gilt dies alles nicht für jede Elefantenart, wie auch nicht jede Elefantenart in gleicher Weise für Arbeitszwecke brauchbar ist. Während sich zum Beispiel der indische Elefant, der aus Ceylon stammende, als Arbeitstier erwiesen hat, ist der afrikanische Elefant nach dieser Richtung hin nur sehr schwer zu dressieren.

In der Arbeit muß jeder einzelne Elefant seinen eigenen Führer haben. Dieser geht entweder neben dem Tier her, das er am Rüssel führt, oder er sitzt auf dem Kopf des Tieres und lenkt es durch Zuruf wie durch einen eisernen, mit einem Widerhaken versehenen Stab. Einige kräftige Schläge auf den Kopf oder Rüssel genügen meistens; wenn nicht, wird der Stab in den Rüssel eingehakt und das Tier auf diese Weise auf den rechten Weg geführt. Haben die Tiere nun ihre Arbeit vollführt, dann wird gemeinsam die Mahlzeit eingenommen. Die Führer hocken sich vor ihren Tieren nieder, und diese beginnen langsam und bedächtig das schier endlose Geschäft des Essens — was ein Elefantenmagen vertragen kann, grenzt geradezu an das Wunderbare.

Schwierigkeiten macht natürlich oft der Transport der Tiere selbst, wenn sie auf ein Schiff oder mit der Bahn verladen werden. Zahlreiche Hände müssen sich regen, um das Ungetüm mittels Flaschenzuges hochzubringen und dorthin zu schaffen, wo für ihn eine passende Lagerstätte hergerichtet worden ist.

—⊙—

Der „wahre" König der Schwarzen

Der australische Schriftsteller und Forschungsreisende Jack Mac Laren weilte kürzlich zu Besuch in London und überbrachte bei dieser Gelegenheit dem englischen König die Glückwünsche eines schwarzen Monarchen. Er heißt Nararkad und ist der Häuptling der „walulalis", eines wilden, noch völlig unzivilisierten Volksstammes auf der Halbinsel York. Die Eingeborenen dieses Stammes lausen noch im paradiesischem Zustande umher und leben im Freien von Früchten und Weidwerk. Ihr Häuptling, der ein sehr selbstbewußter Herrscher zu sein scheint, unterzeichnete die Glückwunschepistel an seinen „weißen Bruder Georg": „Nararkad, des schwarzen Volkes König" Lange Jahre hindurch glaubte er der einzige und wahre König der gesamten Welt zu sein, bis Mister Laren ihn eines Besseren belehrte. — Mac Laren, der durch Zufall auf das entlegene Eiland verschlagen wurde, wurde von Nararkad sehr gastfreundlich aufgenommen. Er war der erste Weiße und somit ein zweiter Robinson Crusoe, der von den „walulalis" überhaupt gesichtet wurde. Die Fruchtbarkeit des Inselchens bewog ihn dann zu längerem Bleiben. Er legte dort eine richtige Kakaoplantage an, durchstreifte die Insel nach allen Himmelsrichtungen, unterwies die Eingeborenen im Ackerbau und Plantagenbau, kurz trug die ersten Segnungen der Kultur in jene weltentlegenen Gefilde. Erst kürzlich erschien von ihm ein Buch in Sydney betitelt „My Crowded Solitude", in dem er das Leben dieser Wilden folgendermaßen beschreibt: „Die walulalis sind ein wundersames Völkchen. Frei von Skrupeln menschlicher Beziehungen. Nachdem sie lange Zeit mit mir, dem Weißen, in trauter Harmonie gelebt, ergriffen sie die erste beste Gelegenheit, um sich meiner auf bequeme Art zu entledigen. Eines Tages, da mein königlicher Freund eine „Inspektionsreise" durch sein Ländchen unternahm, überfielen sie mich plötzlich und versuchten mich zu töten. Dank der Hilfe eines ihrer durchtriebenen Medizinmänner — er witterte natürlich eine passende Belohnung — kam ich noch mit dem bloßen Schrecken davon. Ihre staatsrechtliche Terminologie beschränkt sich auf das Wörtlein „König", ihr Rechnen auf das Zehn-Finger-System. Religiöse Anschauungen sind ihnen fremd, nicht jedoch Aberglaube und Spukgeschichten, die sich durch Generationen fortarben. Waffen und Gebrauchsgegenstände jeglicher Art weisen primitivste Gestaltung auf. Bei günstigem Wetter leben diese Wilden im Freien, bei schlechtem in ausgehöhlten Baumstämmen. Mit dem zehnten Lebensjahr treten Knaben und Mädchen ins heiratsfähige Alter. Fünfunddreißigjährige Frauen (so glückliches Europa!) zählen bereits zu den Greisinnen! Und nun sage man noch, daß im aufgeklärten zwanzigsten Jahrhundert keine Wunder und Zeichen mehr geschehen!

—⊙—

Rentiere auf der Flucht

Aus Kiruna wurde soeben dem „Svenska Dagbladet" gemeldet, daß die plötzlich hereingebrochene Kältewelle über Nordeuropa und die damit verbundenen ersten heftigen Schneestürme in Lappland dort den nomadisierenden Rentierbesitzern viele Ungelegenheiten bereitet haben. Infolge des jähen Temperaturwechsels ist die bisher dünne Schneedecke des Bodens so hart geworden, daß sie die nahrungsuchenden Rentiere nicht mehr zu durchstoßen vermögen. Daraufhin hat eine panikartige Bewegung unter den einzelnen Herden um sich gegriffen. Die Versuche der Lappen, die ausgehungerten Tiere im Zaum zu halten, verliefen völlig ergebnislos. So ist beispielsweise eine der größten Herden, die 20 000 Renntiere zählende in Rautasvuoma, unversehens ausgebrochen und hat sich in schneller Flucht südwärts gewandt, um dort bessere Futterplätze in den langgestreckten Waldungen zu suchen. Es erscheint erstaunlich, wie der Instinkt die Tiere auf die richtigen Bahnen gelenkt hat. Aehnlich lauten die bisher einlaufenden Nachrichten über die Kalasvuoma und Norrkaitum stationierten Herdenbestände. In einzelnen Waldungen haben die flüchtigen und verängstigten Tiere sogar nennenswerte Baumschäden bewirkt, ein Umstand, der verständlich wird, wenn man bedenkt, daß jede einzelne Herde Tausende ausgehungerter Tiere umfaßt. Die Lappen haben teilweise sogar mit Automobilen (!) und beträchtlichen Hundertenden die Verfolgungen überall aufgenommen, aber bisher noch keine bedeutenden Erfolge erzielt. Die Verluste, die den einzelnen Herdenbesitzern aus solcher Massenflucht erwachsen, sind jedenfalls nicht gering zu nennen.

—⊙—

Fische mit Lichtern

Zu den Lebenswundern in großen Ozeantiefen gehören geheimnisvolle Fische mit eigenen Lichtern. Weder Sonne noch Mond verleihen ihnen Licht, sondern sie erzeugen es selbst. Ihr Organismus ist mit einem mysteriösen inneren Dynamo versehen, der reichlich Licht erzeugt, das sie ihren Zwecken dienstbar machen.

Der amerikanische Forscher Beebe unternahm eine Expedition in das Sargassomeer, um diese Rätsel zu studieren. Beebe sah Fische, die allen Anforderungen der Verkehrspolizei entsprachen, denn sie führten regelrechte Vorder- und Schlußlichter. Ein wundervolles Exemplar aus einer Tiefe von drei Seemeilen trägt eine Laterne, die so an einem langen Stiel hängt, daß der Fisch das Licht geschwind auf den Rücken oder vor das Maul richten kann, wie einen Scheinwerfer. So ist es dem Fisch möglich, Feinden zu entgehen und Opfer zu fangen. Wie eine Fackel ziehen diese Fische dahin und erleuchten die Tiefe. Bei manchen ist der Leib mit einer Reihe von Lichtern besetzt wie mit einer Diamantenschnur. Im Augenblick der Gefahr erlischt das Licht.

Manche Fische hatten überhaupt keine Augen und bei anderen wieder waren sie von unförmiger Größe. Beebe sah solche, die sich wie mit einem leuchtenden Nebel umgaben, und andere, die durch ihr Licht anzeigten, zu welchem Stamme sie gehörten. Einige waren nur einen Zentimeter lang und andere sechs Meter.

H. Hesse, Newyork.

—⊙—

Am Ausguck

Genaue Ortsbestimmung auf der Erde.

In Kürze werden zahlreiche, über die ganze Erde zerstreute Rundfunkstationen mit einer Reihe von Messungen beginnen, die die Ermöglichung einer sehr genauen Ortsbestimmung auf der Erde bezwecken. Seit 1920 sind dazu, unter Aufsicht der Internationalen Astronomischen Union, vorbereitende Arbeiten erledigt worden. Acht große Radiostationen werden ihre Mitarbeit leihen durch Aussendung von Zeitsignalen. Die völlige Verarbeitung und Auswertung der durch die Beobachtungen zu erzielenden Angaben wird etwa 2 Jahre in Anspruch nehmen. Die genaue Bestimmung der Lage der großen Funkstationen untereinander stieß bisher auf Schwierigkeiten, da die Zeit mit Hilfe tragbarer Chronometer überwacht werden mußte. Die erwarteten Resultate sollen u. a. Auskunft über die Unregelmäßigkeiten in der Bewegung der Erde verschaffen. Durch eine Wiederholung der Messungen nach Verlauf einiger Jahre würde sich gleichzeitig eine Untersuchung über die Wegener'sche Theorie ermöglichen, derzufolge die Kontinente sich langsam über die Oberfläche der Erde verschieben.

—gh.

Die goldenen Hühner.

Als am 5. April 1486 Maximilian zum Deutschen Kaiser gekrönt wurde, erschienen während des Krönungsmahles zwölf Abgeordnete der Aachener Kaufmannschaft und überreichten als Geschenk einen Handkorb gefüllt mit goldenen Eiern. Die im Vorzimmer harrenden Spender der originellen Gabe waren jedoch nicht wenig überrascht, als der Kaiser sie in Haft nehmen und sie vorläufig festhalten ließ. Sie wurden in ein besonderes Zimmer geführt, in das aber alsbald der Kaiser mit schalkhafter Miene eintrat, ihnen die Hand reichte und erklärte, daß ihr Geschenk ihn hocherfreut habe. Hühner, die so rare Eier legten, dürfe man nicht sogleich wieder fortlassen, deshalb lade er sie alle ein, für die nächsten drei Tage seine Gäste zu sein und sich nach Gefallen bewirten zu lassen. Die Eierspender blieben nun während des ganzen Krönungsfestes da und wurden aufs beste bewirtet. Aber noch nach Jahrhunderten hießen die Aachener Kaufleute im ganzen Deutschen Reich die „güldenen Hühner".

Seltener Mut.

König Dionysius von Sizilien hielt sich für einen bedeutenden Dichter, in welcher Annahme er durch die Hofschranzen lebhaft bestärkt wurde. Nur der Gelehrte Philogenes hatte den Mut, seine gegenteilige Meinung offen und unverblümt auszusprechen. Das erbitterte den Tyrannen derart, daß er den Gelehrten wegen seiner mutigen Kritik auf die Galeere schickte. Doch gelang es einflußreichen Freunden des Gelehrten, den König zu bewegen, Philogenes in Freiheit zu setzen. Kurz darauf lud ihn Dionysius zu einem Gastmahl ein, bei dem er eigene Gedichte vortrug. Danach fragte der Tyrann den Gelehrten mit hämischem Lächeln, wie ihm nunmehr diese Gedichte gefielen. Philogenes wandte sich lächelnd nach der Leibwache um und sagte: „Bringt mich nur wieder auf die Galeere zurück!"

Das Wort Mammut.

Mit dem Namen Mammut bezeichnet sowohl die wissenschaftliche als auch die Volkssprache schon seit vielen Jahrzehnten jene ausgestorbenen Vettern des lebenden afrikanischen und asiatischen Elefanten, welche diese beiden an Größe noch weit übertrafen, in der großen Eiszeit oder Diluvialperiode ausstarben und uns besonders im Eise Sibiriens, aber auch in einigen Höhlen des Nordens der Alten wie Neuen Welt, eine außerordentlich große Menge von Knochen sowie gewaltigen Stoßzähnen hinterlassen haben. Woher haben nun diese schon lange vor der geschichtlichen Zeit von der Weltbühne abgetretenen Goliathe im Reiche der Säugetiere ihren Namen, den sie heute in allen europäischen Sprachen führen, erhalten? Diese Frage läßt sich dahin beantworten, daß die im Norden Sibiriens wohnenden Jakuten das Riesentier, dessen Reste sie so massenhaft in der gefrorenen Erde fanden, für ein in ihr nach Art der Maulwürfe lebendes Tier hielten und es deshalb mamont, das heißt Erdtier, nannten, im Zusammenhang mit dem tatarischen Worte mama, welches Erde bezeichnet. Mammont nennen es die mit den Jakuten stammverwandten Samojeden.

Dr. C.

—⊙—

Büchertisch

„Die Ruhr", ein Heimatkalender für 1927, Wallisfurth-Verlag, Essen. Dieser Heimatkalender stellt die Fortsetzung des im Vorjahr zum ersten Male begonnenen Heimatkalenders für Essen Stadt und Land dar. Ein von Christoph Wieprecht und vielen anderen schaffenden Künstlern des Ruhrgebiets herausgegebenes, äußerst feines Buch, dem man weiteste Verbreitung wünschen möchte. Der Kalender kostet nur 1,20 Mark.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Santz, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 44 Donnerstag, 4. November 1926

Die Taxusperlen glühen

Von Dr. Johannes Kleinpaul-Leipzig.

„Alte Bäume pflanzt man nicht mehr um."

Auch in Frankfurt am Main weiß man das, und dennoch . . . Ein Menschenalter ist das jetzt wohl her, da wurde dort ein neuer Botanischer Garten angelegt u. aus dem alten dessen Hauptstück dahin verpflanzt: eine vielhundertjährige Eibe. Ein Ereignis an sich stiller Art, das aber laut von sich reden machte; ein äußerstes Wagnis und allerschwierigstes Beginnen. Mitsamt dem ganzen gewaltigen Erdklumpen, in dem er wurzelte wurde der haushohe Baum ausgehoben, behutsam umgelegt und eine weite Strecke gefahren, und dann wieder genau so aufgerichtet, wie er vordem seit unberechenbarer Zeit in Sonne, Wind und Wetter stand. Und, schier ein Wunder: kein Ast wurde dabei gebrochen fast kein Zweiglein gekrickt. Als habe die Alte überhaupt nichts von alledem bemerkt, prunkt sie weiter Jahr für Jahr in köstlichem Geschmeide, von tausend und abertausend himbeerroten, funkelnden und leuchtenden, wie aus Wachs geformten Perlen übersäet.

Daß sie alle diese Mühsal so gut überstand, verdankte sie in der Hauptsache sich selbst: ihrem überaus zähen und biegsamen Holze; ihr Vorteil, der zugleich aller andern Schicksal war. Infolge dieser Eigenschaft wurden in der „guten alten Zeit", die anders, doch nicht besser war als jetzt, aus Eibenholz alle Bogen geschnitzt. So erhielten im Jahre 1532 die Nürnberger Christoph Fürer und Leonhard Stockhammer durch kaiserlichen Erlaß das ausschließliche Recht, in Niederösterreich zu diesem Zwecke Eiben zu schlagen. Sie besorgten das ausgiebigst. da sie nicht sicher waren, wie lange ihnen dieses kostbare Privileg erhalten blieb; 36 650 Bogen führten sie innerhalb zwei Jahren aus. Andere verfuhren ebenso anderswo, mit dem Erfolge, daß schon im Jahre 1560 der Leipziger Eibenbogenhandel ins Stocken geriet und um die Jahrhundertwende kein Eibenwald in deutschen Landen mehr zu finden war.

Anders dermaleinst, als der römische Geschichtsschreiber Julius Cäsar wohl infolge des massenhaften Vorkommens dieses besonders dunklen Nadelholzbusches Germaniens Wälder düster nannte. Derzeit und lange noch standen sie überall zuhauf: Eibenberg und Eibental, Eibenstein und Eibenstock, Iberg, Ibenhagen, Ibenhain und Ibenhorst künden heute noch davon. Jetzt stehen sie nur noch vereinzelt im wilden Walde; am häufigsten im Erzgebirge, im Harz und im Bayernwalde, in besonders großen Beständen im Bodetale, bei Paterzell in Oberbayern, und im Ziesbusch (Eibenbusch) der Tuchlerheide. Doch wie selten, daß dort überall ein Wandersmann sie erkennt! Nicht anders in den alten Prunkgärten mit ihren Taxushecken — zu Galerien, Lauben, Pavillons und ganzen Sälen frisiert —; kaum einer, der das bewundert, weiß, was er sieht. Und erblickt er um die jetzige Zeit eine Taxus baccata in vollem Schmuck, begegnet er ihr mit stummem Staunen!

Die Eibe ist der Urbaum des deutschen Waldes. Doch nur wenige haben jene Heimsuchung überdauert bis auf unsere Tage. Die berühmteste unter ihnen die auf dem ehemals Peccatinischen Gartengrund in Wien, die Alexander v. Humboldt bewunderte und beschrieb, die mächtigste die zu Kathol. Hennersdorf in der Oberlausitz, elf Meter hoch und fünf Meter dick, rund um den Stamm unter den Zweigen. Wie alt diese ist, läßt sich nur ahnend mit äußerster Mühe bestimmen, denn nur in den ersten 150 Jahren nimmt der Eibenstamm jährlich um eine Linie — 0,23, 125 Zentimeter — an Dicke zu, dann kaum noch merklich; da hält es schwer, genaues zu errechnen.

Uralt wird die Eibe; ihr Name bedeutet „ewig". Daher galt sie unseren Ahnen als Lebensbaum und als — Totenbaum. Nicht von ungefähr, daß einige der ältesten ihrer Art — in England auf alten Gottesäckern stehen!

Noch anderes kommt da hinzu: Alles an der Eibe ist giftig, außer ihrer Frucht. Das spürt schon, wem eine ihrer spitzen Nadeln den Finger ritzt. „Wer in ihrem Schatten schlummert, wacht nie wieder auf." Eibensaft trank der Eburonenkönig, um nicht lebendig in die Hände der Römer zu fallen.

Uralt ist der Eibe Kult. Der Tempel zu Eleusis wurde von Priesterhand mit immergrünen Eibenzweigen geschmückt, die Furien schwangen beim Tanze Fackeln aus Eibenholz. In der altnordischen Götterstadt Asgard war der Markt mit Eiben rund umstellt.

So alter Glaube, dem sich leicht Aberglaube gesellt. Wer sich vor bösem Zauber bewahren wollte, trug einen Splitter von der Eibe auf bloßem Leibe. Auch den roten Beeren schrieb man geheime Kräfte zu: „wenn manches Mägdlein wüßt' . . .'! Nur die Krammetsvögel schmausen sie und verbreiten so ihren Samen.

Einsam, düster, unauffällig steht die Eibe im Walde; am besten erkennbar jetzt, wo Busch und Baum sich lichten. Vor allem dem Forstmann lieb.

Und seh' ich dich so mannhaft steh'n,
Achtlos für alles rings auf Erden,
Dann mein' ich in dich aufzugeh'n,
Und, harter Baum, du selbst zu werden.

—⊙—

Der Sternenhimmel im Monat November

Von Max Valier.

Früh senkt sich im Berichtsmonat die Nacht über die Erde. Und doch sind die Abende noch nicht so kalt wie im Hochwinter. Deshalb ist gerade der Monat November so besonders geeignet zu Beobachtungen am Sternenzelt wie kaum ein anderer. Niemand sollte darum versäumen, einige günstige Abendstunden dem Aufblick zum Firmamente zu weihen.

Richten wir zu Monatsanfang um 10 Uhr, zur Monatsmitte um 9 Uhr, gegen Monatsende um 8 Uhr unsern Blick zum westlichen Horizont, so sehen wir gerade genau im Nordwestpunkte die oberen Sterne des sommerlichen Bildes Herkules versinken, während zugleich die Milchstraße mit den Sternbildern Leyer, Schwan, Adler und Delphin im Westen herniedersteigt. Die Leyer ist leicht erkenntlich an dem schönen, hellen Fixstern erster Größe Wega, der zur angegebenen Zeit noch mäßig steil über dem Westpunkte schwebt. Der Schwan zeigt sich als gigantisches, schön aufrecht stehendes Kreuz im Milchstraßenzuge, mit dem hellen Kopfstern Deneb geziert, während der Fußstern Albireo als eines der prächtigsten Doppelsternpaare des Himmels bekannt ist und sich schon in einem gewöhnlichen Handfernrohr auflösen läßt. Zwei Sonnen, eine goldgelbe und eine blaue, binden das überirdisch herrliche Paar, und der Gedanke auf einem Planeten dieser Doppelsonnen zu wohnen, schwingt zu uns herüber wie das Ahnen eines unbekannten Daseins. Der Adler hinwieder ist leicht zu finden, wenn man beachtet, daß sein Hauptstern Atair zur genannten Zeit nur ganz niedrig und fast genau über dem Westpunkte kreist, oberhalb und unterhalb von einem mäßig hellen Fixstern begleitet. Atair gehört zu jenen Fixsternen, die unserer Sonne verhältnismäßig nahe stehen. Das Bildchen des Delphins ist zwar nur klein, dafür aber so einprägsam in mäßiger Höhe am linken Saume der Milchstraße, daß es von selber in die Augen springt. Betrachten wir nunmehr das Himmelsfeld zwischen Südwest und Süden, so fallen tief im Südwesten noch die flimmernden Sternchen des Steinbocks auf, in dessen Rückenlinie der gewaltige Planet Jupiter seinen goldenen Schein erstrahlen läßt. Linkschräg über ihm folgt das Tierkreiszeichen des Wassermanns, über sich den Pegasus und unter sich, zutiefst im Südsüdwesten, den stark scintillierenden Fixstern Fomalhaut im südlichen Fisch den südlichsten Stern erster Lichtklasse, den wir in unseren Breiten überhaupt sehen können. Geradenwegs über Süd, in der Linie des Meridians, schwebt das schöne und ausgedehnte Himmelsbild des Walfisches, dessen Stern Omikron, Mira genannt, gegenwärtig im Vordergrunde des astronomischen Interesses steht, weil der eigenartige Lichtwechsel dieses Gestirns bisher jeder Erklärung spottet, so daß sich heute die verschiedensten Theorien gegenüberstehen und gegenseitig befehden. Mira erscheint nämlich bald als heller Fixstern dritter bis zweiter Lichtklasse, bald verschwindet sie dem menschlichen Auge ganz und kann nur noch mit Hilfe der Fernrohre aufgefunden werden. Oberhalb des Walfisches kreisen die Tierkreiszeichen Fische und Widder. In den Fischen hält sich gegenwärtig, nur im Feldstecher oder Handfernrohr auffindbar, der sonnenferne Planet Uranus auf, während im Widder der rot glosende Mars aller Augen auf sich lenkt, da er im Berichtsmonat am 4. seine Opposition feiert, die für unsere Sternwarten immerhin eine der günstigsten des Jahrhunderts genannt zu werden verdient. Fast im Scheitelpunkt endlich ziehen die drei goldenen Hauptsterne der Andromeda ihre Bahn. Es ist bekannt, daß von dem mittelsten unter ihnen einige Sternchen nach oben zu die Form eines Tennisschlägers bilden, in dessen oberster Rundung dann der berühmte, große Andromedanebel zu finden ist, der schon dem freien Auge als mattes Wölkchen sichtbar, im Feldstecher seine wahre Natur entschleiert. Freilich erst in mächtigen, lichtstarken Teleskopen enthüllt sich seine ganze Pracht, in der Weise, wie sie die neuzeitlichen wunderbaren Lichtbildaufnahmen festzuhalten vermochten. Hoch links von Andromeda schließt Perseus am Milchstraßenrand sich an.

Richten wir nunmehr den Blick auf das Himmelsgewölbe von Südosten is Nordosten, so erkennen wir, daß dort schon jetzt die ganze Pracht der hochwinterlichen Sternbilder heraufzieht, in mäßiger Höhe allen voran das Zeichen des Stieres mit dem gelblichen Aldebaran und dem Sternhaufen der Plejaden und Hyaden, darunter im Osten Orion, der reisige Himmelsjäger mit den flammenden Sternen Rigel und Beteigeuze, steil über Ost die blitzende Capella im Fuhrmann und sanft hingelagert gen Ostnordost die Zwillinge Castor und Pollux. Zwischen Nordost und Norden ist dann der Himmel verhältnismäßig sternenleer, was die dicht gedrängten glanzvollen Wintersternbilder nur noch um so stärker hervortreten läßt.

Die sogenannten Circumpolarsternbilder befinden sich im Berichtsmonat in nachfolgend beschriebener Stellung: Steil zu Häupten, zwischen Zenit und Pol, kreist das große lateinische W der Cassiopeia, rechts vom Pol oen Südwesten schließt sich Kepheus an. Den Westen streckt der gerinnelte Drache sein Haupt, während sein Körper sich fast im Holbkreis bis unter dem Polarstern hindurch windet. Der kleine Bär aber hängt gegen Nordwesten hinab. Der große Himmelswagen endlich, allen wohl vertraut, geht eben durch seine untere Kulmination.

Von den Planeten befindet sich Merkur zwar am 5. November in seiner größten östlichen Sonnenausweichung, ist aber wegen seiner tief

südlichen Stellung in unseren Breiten doch nicht wahrzunehmen. Venus verschwindet bis zur Monatsmitte in der Morgendämmerung. Sie ist uns nun lange genug treu geblieben und läßt sich jetzt von den Strahlen des Helios umfangen, um später neu gestärkt am Abendhimmel wieder aufzutauchen. Mars, unser roter Himmelsnachbar feiert, wie schon oben angegeben, am 4. des Monats seinen Gegenschein. Er steht dann, der Sonne genau gegenüber, draußen im Weltenraum und sendet uns seine volle gewaltige Strahlung zu. Sein Durchmesser sinkt zwar schon von Novemberanfang bis Ende von 20,3 auf 16,5 Bogensekunden, bleibt aber immer noch groß genug, um mit Hilfe kräftiger Fernrohre sehr eingehende Studien auf seiner Oberfläche machen zu können. — Jupiter, der Riese im Planetenreiche, strahlt als erster Stern im Westen von Einbruch der Dunkelheit bis zu seinem anfangs um 11 Uhr, später um 9 Uhr erfolgenden Untergange. Saturn verschwindet in den Strahlen der untergegangenen Sonne. Uranus bleibt bis über Mitternacht. Neptun geht schon vor Mitternacht auf, doch sind beide Planeten kaum in Riesenfernrohren je lohnende Objekte.

Dagegen bieten im November Beobachtungen des Zodiakal- oder Tierkreislichtes und der in der zweiten Monatshälfte besonders zahlreichen Sternschnuppen vielen Reiz.

—⊡—

Die Jagd im November

Von Wilhelm Hochgreve.

Der Nebelung ist jagdlich nicht ganz so vielseitig wie sein bunter Vorgänger, trotzdem aber zählt er zu den für den Weidmann lebendigsten Monaten des Jahres. Weidwerk und Hegearbeit gibt's zur Genüge. Der Laubwald ist kahl geworden, und die Treibjagden auf Hasen, Kaninchen und Fasanen können beginnen. Auf Hasen finden die sogenannten Holzjagden zweckmäßig zuerst statt. Fasanenhähne werden beim Buschieren, wobei auch noch ein paar Schnepfen zur Strecke kommen können, möglichst bald abgeschossen. Danach werden die Fasanenreviere in Ruhe gelassen und die Fütterungen regelmäßig besorgt, damit das Abwandern verhütet wird. Rebhühner genießen bald Schonzeit. Die Jagd auf weibliches Rehwild mit Ausnahme der Kitze, die fast überall ganz geschont bleiben, ist frei. Für den Abschuß bestimmte Rehe werden auf der Pürsch mit der Büchse abgeschossen. Rehabschuß mit Schrot und auf Treibjagden, leider bisher nur in einigen Landesteilen gesetzlich verboten, heißt Aasjägerei. Der Weidmann ist, wirke bei jeder Gelegenheit energisch auf Andersdenkende ein, daß sie sich zu weidgerechter Auffassung bekennen, und sehe darauf, daß sie danach handeln. Es sieht besonders mit unsern Rehwildbeständen immer noch schlecht aus.

Die Böcke werfen ab. Wer jetzt noch einen Bock „erlegt", muß sich schon gefallen lassen, daß er nicht als weidgerecht angesehen wird. Die Damschaufler sind abgebrunftet und genießen beim rechten Weidmann wie die Rothirsche Schonung. Kahlwild wird nach hegerischen Richtlinien abgeschossen, vor allem auch die zum Abschuß bestimmten Kälber. Die richtige Hege mit der Büchse, d. h. der Abschuß aller Stücke, die der Entwicklung des Wildstandes nachteilig werden könnten, erfolgt allein auf Pürsch und Ansitz. Nur hierbei ist die richtige Auswahl, die sicheres ruhiges Ansprechen voraussetzt, möglich. Beim Drücken und gar beim Treiben ist Hege mit der Büchse fast immer ausgeschlossen.

Das Schwarzwild tritt bald in die Rauschzeit. Es ist meist gut bei Wildbret und hält sich mit Vorliebe in Waldteilen auf, die Eichel- und Buchelmast gewähren. Die Pürsch, sowie Treiben und Ansitz in der Nähe solcher Fraß bietenden Bestände versprechen Erfolg auf die Schwarzkittel. —

Das Raubwild ist gut im Haar und lohnt Schuß und Fang. Die Kasten-, Prügel- und Würgefallen auf den Pässen und Stiegen werden fängisch gemacht. In der Morgenfrühe lauert man am Passe dem Rotrock auf, der einem auch auf der Pürsch im Stangenorte besonders nach anhaltendem Regen vors Rohr kommen kann. Dem selten gewordenen Dachs wollen wir weiter Schonzeit gönnen, obwohl die Jagd auf ihn noch frei ist. Die Hühnerjagd mit dem Uhu verspricht Erfolge vor allem auf Krähen. Besonders auf die grauen Wintergäste muß der Heger achten. Nebelkrähen sind ganz besonders gefährliche Junzwilderäuber und nach Kräften kurz zu halten. Auch einzelne Raubvögel können noch vor dem „Auf" zu Schuß kommen. So hat auch der Heger sein Tun in diesem Monat. Ist das Wetter hart, muß mit dem Füttern allgemein begonnen werden. Aber auch bei weichem Wetter empfiehlt es sich, die Futterplätze, wenn auch mäßig, schon jetzt zu besorgen, damit das Wild weiß, wo der Tisch gedeckt ist, wenn die Wintersnot da ist. Man fesselt mit diesen frühzeitig gereichten Gaben das Wild ans Revier, aus dem es sonst leicht auf der Suche nach besserer Aesung auswechselt.

—⊡—

Stanleys Kongo-Fahrt

(Zum 50. Jahrestage ihres Beginns.)

1876. 5. November. 1926.

Am 5. November ist der Tag, der von allen Großtaten der Afrikaforschung im letzten Jahrhundert wohl die kühnste und mit dem glänzendsten Erfolge belohnte Leistung brachte: den tollkühnen Beginn der Stanley'schen Stromfahrt auf dem Lualaba, der nach ungeheueren Anstrengungen, Entbehrungen, Abenteuern und Opfern schließlich zur Lösung des Kongorätsels und zur Neuentdeckung des nächst dem Amazonas-Stromgebiet prachtvollsten schiffbaren Wasserstraßensystems der ganzen Erde führte.

Der Mann, dem diese bedeutendste Entdeckertat in Afrika gelang, war am 28. Januar 1841 zu Denbigh in Wales als James Rowland geboren. Nach einer harten Jugend kam er als Schiffsjunge, 17jährig, nach Amerika und hatte das Glück, in New-Orleans mit dem wohlhabenden Stanley in Berührung zu kommen, der Gefallen an ihm fand und ihn adoptierte. James Rowland hieß fortan Henry Morton Stanley und ist unter diesem Namen weltberühmt geworden. 1861 trat er beim Ausbruch des Sezessionskrieges in das Heer der Südstaaten ein, wurde gefangen genommen, der Marine der Nordstaaten zugeteilt, in der er es bis zum Fähnrich brachte, und widmete sich nach dem Ende des Krieges dem journalistischen Beruf. Als Zeitungsberichterstatter für den „New York Herald" nahm er 1867-68 am englischen Feldzug in Abessinien teil und kam somit zum ersten Mal nach Afrika, in dem er einer der größten Pioniere der Forschung werden sollte. 1869 war er, wieder im Auftrag seiner Zeitung, Teilnehmer an der Einweihung des Suezkanals und bereiste dann Persien und Indien. Bennett, der Besitzer des „New York Herald", beschloß damals, als Reklame für seine Zeitung eine Expedition auszurüsten, die den seit Jahren in Innerafrika verschollenen, großen schottischen Forscher David Livingstone aufsuchen sollte. Stanley wurde mit der Leitung dieses Unternehmens betraut, traf im Januar 1871 in Sansibar ein und brach bald darnach mit 200 Mann in der Richtung zum Tanganjika-See auf. Er hatte das Glück, im November an diesem See in Udjidji Livingstone anzutreffen, unternahm zusammen mit ihm noch mehrere Studienfahrten auf und am Tanganjika und trat im März 1872 die Heimkehr an, doch ohne Livingstone, der seine Reise noch fortsetzte und bald darauf (1. Mai 1873) an dem von ihm entdeckten Bangweslo-See, 60jährig, starb. Stanleys Erfolg erregte ungeheures Aufsehen, und die 200 000 ℳ, die die Reise gekostet hat, waren ein wirksamer Reklameposten für den „New York Herald".

Stanley wurde daher, nachdem er sich 1873-74 als Kriegsberichterstatter im Aschanti-Feldzug der Engländer neuerdings trefflich bewährt hatte, mit einer noch gewaltigeren Aufgabe betraut, zu deren Finanzierung sich die Besitzer des „New York Herald" und des Londoner „Daily Telegraph" zusammentaten. Stanley sollte eine große Forschungsreise in das noch sehr wenig bekannte Zentralafrika leiten und nach Möglichkeit versuchen, das Rätsel eines im Westen des Tanganjika gelegenen Riesenstromes zu lösen, des Lualaba, den Livingstone entdeckt hatte und von dem niemand wußte, wo er das Meer erreichte.

Fast drei Jahre hat diese großartigste und bedeutungsvollste der Stanley'schen Reisen gedauert. Im November 1873 brach Stanley mit über 300 Trägern und bewaffneten Begleitern von Bagamoyo an der Ostküste auf. Er wandte sich zunächst dem großen Victoria-See zu, den er ganz umfuhr, und stattete auch dem Albert Edward-See einen Besuch ab. Im März 1876 traf er dann in dem ihm von früher her bekannten Hauptort am Tanganjika-See, Udjidji, ein, umfuhr diesen größten See in fast 2monatlicher ahrt in einem Trogboot und stieß dann weiter westwärts nach dem geheimnisvollen Strome Lualaba vor. Er erreichte diesen in einem Hauptort des Oberlaufs, Nyangwe, wo auch Livingstone und Cameron bereits früher geweilt hatten.

Der gewaltige Strom, der hier bei Nyangwe in nördlicher Richtung dahinfloß, war ein unbegreifliches Rätsel der Erdkunde. Livingstone, der ihn einige Jahre vorher entdeckt hatte, hielt ihn (wegen seiner Nordrichtung) für den Haupt-Quellarm des Nils, und hatte seine letzten Lebensjahre vornehmlich der Frage gewidmet, woher dieser Strom kam. Er glaubte im Bangweolo-See, an dem er dann starb, den Ursprung und damit die eigentliche Quelle des Nils entdeckt zu haben. Cameron, der in den Jahren 1873-1875 die erste vollständige Afrika-Durchquerung von Ost nach West vollbrachte, äußerte die Vermutung, daß der Lualaba, trotz seines Nordlaufes, möglichenfalls mit dem unter 6 Grad südlicher Breite mündenden Kongo zusammenhänge, von dem nur die Mündungsstrecke bekannt war und der es mit seinen gewaltigen Stromschnellen in der Mündung Schiffen unmöglich machte, von der See her in ihn einzudringen. Wieder andere meinten, daß der Lualaba zum Nigersystem gehöre. Stanley stand also vor einem absoluten, unendlich reizvollen Rätsel.

Die Strecke des Lualaba südlich von Nyangwe war leidlich gut bekannt. Was nördlich zu finden war, mußte auch in Nyangwe selbst niemand. „Das ganze Gebiet ist in mysteriöses Dunkel gehüllt, und lebhafter Aberglauben der Eingeborenen hat es mit grauenhaften Vorstellungen umgeben. Nach ihrer Ansicht ist es von schrecklich boshaften Zwergen bewohnt, die, wie Zebras gestreift, ein Wanderleben führen, mit vergifteten Pfeilen tödliche Geschosse entsenden und auch von Elefanten nähren. Ein ungeheurer Urwald erstreckt sich nach Norden, kein Mensch weiß, wie weit. Noch niemand hat sein Ende gesehen. Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat reist man durch diesen Urwald Aequatorial-Afrikas, ohne jemals die Sonne zu sehen". So schilderte Stanley in einem Briefe aus Nyangwe, den er am 30. Oktober 1876, kurz vor Antritt seiner Fahrt, schrieb, die Aufgaben und Schrecken, die seiner harrten.

Es zeigte sich, daß die Eingeborenen von Nyangwe kaum übertrieben hatten. Nach Stanleys Willen sollte der Lualaba selber sein Rätsel lösen und die Expedition auf seinen Fluten dahintragen, wohin er mochte. Es war ein maßlos kühnes Unternehmen, sich einem solchen völlig unbekannten Gewässer, unter Verzicht auf jede Rückkehrmöglichkeit, anzuvertrauen, und nur mit sehr schweren Opfern konnte denn auch die abenteuerliche Fahrt nach einer neunmonatlichen Kette von Aufregungen aller Art zu Ende geführt werden.

In dem Urwald am rechten Ufer vorwärts zu kommen, erwies sich schon bald als unmöglich. Nur auf dem Strom selbst war an eine Lösung der gestellten Aufgabe zu denken. Mit 216 Begleitern trat Stanley in insgesamt 19 Fahrzeugen die denkwürdige Flußreise an. Die Bewohner des Urwalds erwiesen sich als sehr kriegerisch und angriffslustig. Unaufhörliche Kämpfe mußten bestanden werden. Vom Ufer her flogen fortgesetzt vergiftete Pfeile und Speere gegen die Eindringlinge, sobald sie ihm nahe kamen. Ganze Flußflotten mit unzähligen bewaffneten Kriegern versperrten ihnen den Weg; einmal wurde die Expedition sogar regelrecht belagert. Die hundertvierzig Büchsen Stanleys schlugen zwar die Angriffe stets ab und erwiesen sich den primitiven Waffen der Wilden doch überlegen, aber manches Opfer mußte dennoch gebracht werden. Schlimmer noch als die Kämpfe waren die gefährlichen Stromschnellen und Wasserfälle, in die man hineingeriet. In ihnen verlor Stanley mehrere seiner besten Leute, darunter seinen letzten weißen Begleiter Francois Pocock, ebenso seinen treubewährten schwarzen Diener, sowie zahlreiche Nahrungsmittel und Aufzeichnungen.

Der Strom selbst floß in der Tat immer weiter nach Norden, kurz vor dem Aequator sogar nach Nordost, so daß er wirklich dem Nil sich zuwenden zu wollen schien. Jenseits des Aequators wandte er sich nach Nordwest, unter 2 Grad nördl. Breite sogar nach Westen. Der Urwald wurde lichter, die reichbevölkerte Ebene mit ihren unermeßlichen Schätzen tat sich auf, die Anwohner waren jetzt im allgemeinen friedlicher; dafür aber machte sich als neues, stets schlimmer werdendes Unheil Mangel an Nahrungsmitteln bemerkbar. Schließlich schlug der Strom eine ausgesprochene Südwestrichtung ein und behielt sie fortan bei, so daß über seinen Zusammenhang mit dem Kongo bald kein Zweifel mehr bestehen konnte, und als man von den Eingeborenen schließlich gar hörte „Zkuta ja, Kongo" war das erdkundliche Rätsel als solches gelöst.

Aber viel hätte nicht gefehlt, daß die kühnen Reisenden nicht mehr in der Lage gewesen wären, ihre Entdeckung der Welt mitzuteilen. Der Mangel an Nahrungsmitteln wurde katastrophal, auch neue Kämpfe mußten nochmals bestanden werden. Endlich gelang es, Boten in die von Europäern bewohnte Handelsstation Boma im Mündungsgebiet zu schicken und Hilfe für die schwer gefährdete Expedition zu erbitten. Man sandte ihnen Nahrungsmittel in Fülle und Fülle entgegen und alles, was sie sonst gebrauchen konnten. Endlich, am 8. August 1877, gelangte Stanley selbst in Boma an, und die stolze Forschungsreise erreichte damit ihr Ende.

Stanley hat in der Folgezeit noch weiter Großes vollbracht, hat im Auftrag König Leopolds 1. von Belgien den Kongo zwecks Gründung von Handelsstationen nochmals bereist, hat dann von 1887-89 nochmals eine vollständige Durchquerung Afrikas, diesmal von West nach Ost, vollbracht, um den seit Jahren verschollenen, durch den Mahdistenaufstand abgesperrten Emin Pascha zu befreien. Nach wahnwitzigen Anstrengungen und vielmonatlichem Zug durch den Urwald gelang es dem über den Kongo und seine nördlichen Nebenflüsse gegen die Aequatorialprovinzen vordringenden Stanley, der selber drei Wochen auf den Tod darniedergelegen hatte, am 29. April 1888 Emin Pascha am Ufer des Alberts-Sees zu treffen und im Dezember 1889 mit ihm an die Küste Deutsch-Ostafrikas zurückzukehren. Aber trotz aller solcher weiteren Taten des großen Forschers, der am 10. Mai 1904 in London starb, blieb die stolzeste und gewaltigste Tat seines Lebens dennoch jene unerhört kühne Flußreise auf dem Lualaba-Kongo, die gerade jetzt vor 50 Jahren ihren Anfang nahm.

—⊡—

Stierkampf in Mexiko

Von Dr. Walter Hagemann.

Die blutigen Arenakämpfe der Antike sind in unserem Zeitalter durch friedlichere Wettkämpfe ersetzt worden und leben nur noch in den Stierkämpfen der spanischen Länder fort. Auch in diesen selbst sind sie in dauerndem Schwinden begriffen, nachdem ein erfolgreicher Feldzug unter der Flagge der Zivilisation und Menschlichkeit gegen sie geführt worden ist. Nur in Mexiko und im Mutterlande Spanien haben sich die alten Stierkampftraditionen noch ziemlich unverfälscht erhalten.

Der allsonntägliche Stierkampf in der Colonia Roma bedeutet für den Mexikaner etwa dasselbe wie ein Fußballmatch in den Großstädten der angelsächsischen Länder. Ein Völkerzug pilgert in die südliche Vorstadt, wo das ungeheure Eisengerüst der Arena in den Himmel ragt. Kartenschreiende Händler überfallen am Eingang den Besucher: „Sonne oder Schatten, mein Herr?" Schatten kostet das Doppelte. Die Arena ist nämlich ungedeckt, u. die Glut der Nachmittagssonne brennt auf die eine Arenahälfte. „Schatten". Ueber eiserne Treppenstufen betritt man das Innere. Die Arena stellt ein ungeheures Kreisrund dar, das für mehr als 25 000 Menschen Platz bietet. Die Zuschauer sitzen nicht auf Bänken, sondern wie im antiken Theater auf Steinstufen. Für Verwöhnte werden seidene Kissen feilgeboten. Schnell füllt sich der ungeheure Raum.

3 Uhr 25. Die Nervosität des Publikums erreicht ihren Gipfel. Von lauten Zurufen begrüßt erscheint der Vertreter der Stadtbehörde auf seinem Platz; neben ihm ein Hornist, der seine Befehle durch Hornsignal weitergibt. 3 Uhr 30. Die Tore der Arena springen auf, und unter den Klängen des Stierkampfmotivs aus Carmen zieht die Quadrilla ein. Ein Reiter in altspanischer Grandentracht sprengt voran, ihm folgen die Matadores und Bandilleros, die Pferde in ihrer Mitte, endlich das dreiköpfige Maultiergespann, welches das Amt der Totengräber zu versehen hat. Die Gewänder der Toreros sind von großer Kostbarkeit, ein einzelnes soll mehr als 5000 Mark kosten; sie sind andalusischen Ursprungs, reich mit Spitzen und Arabesken verziert. Ueber die Schultern fällt ein kostbarer Seidenmantel. Vor der Loge des Kampfrichters angekommen, löst sich die Quadrilla auf, die Picadores nehmen Stellung an den hölzernen Schranken, die Capeadores halten ihre Mäntel bereit.

Ein Hornsignal ertönt. Die Tores des Zwingers öffnen sich, und ein riesenhafter Stier springt in den Ring. Eine Sekunde stutzt er vor der vieltausendköpfigen Menge, dann schüttelt er heftig das Haupt und setzt in großen Sprüngen durch die Arena. Einer der Capeadores öffnet den rotseidenen Mantel. Mit dumpfen Brüllen stürzt der Stier darauf zu, Geschickt weicht der Capeador zur Seite, ein anderer öffnet seinen Mantel. Der Stier springt ihn an, und wieder verfehlt er ihn. Wild gemacht durch dieses nutzlose Spiel, stürzt er auf den nächsten Reiter, den einzigen, der ihm standhält. Die Lanze des Reiters bohrt sich tief in den Nacken des Riesen, im gleichen Augenblick wird das Pferd von den Hörnern des Stieres emporgeschleudert, und Roß und Reiter wälzen sich im Sand. Schnell, ehe der Stier zum Stoße ausholt, lenkt ein Capeador ihn mit seinem Mantel ab und rettet den Gestürzten. Der Reiter lebt, dem Pferde sind die Hörner tief in die Weichen gedrungen, und die Eingeweide hängen weit heraus. Schnell wird das zusammenbrechende Tier von den Maultieren aus der Arena geschleppt, während der Reiter ein neues Tier besteigt. In alter Zeit hatte der Reiter die Aufgabe, mit seinem Speer den Stier von seinem Pferde fernzuhalten; dazu gehörte ein starker Arm und ein Roß von bestem, andalusischen Blut; heute sind es meist alte Schindmähren, billig erworben, die diesen schnellsten Weg zum Schindanger gehen. Der Stier erledigt das zweite, das dritte Tier; sie werden gräßlich zugerichtet aus der Arena geführt; aber auch in dem Nacken des Riesen kleffen jetzt drei Lanzenstiche.

Der zweite, weniger grausige Akt des Kampfspiels beginnt. Ein Bandillero tritt in die Mitte der Arena, einen kurzen Holzstab in jeder Hand. Diese Stäbe sind mit Papierfähnchen verziert und haben vorn zwei mit Widerhaken versehene Eisenspitzen. Der Bulle stürmt ihn an, und in diesem Augenblick stößt er, geschickt ausweichend, das Pfeilpaar in den Nacken des Tieres. Beide Pfeile müssen an der gleichen Stelle dicht zwischen den Schulterblättern stehen, und in der gleichen Sekunde hat der Bandillero vor den Hörnern des wütenden Stieres auszuweichen, eine Geschicklichkeitsprobe, die in der Welt ihresgleichen sucht. Der Bulle tobt weiter, wilder gemacht durch den neuen Angriff, und sucht durch Schütteln die Pfeile aus seinem Nacken zu stoßen, die er dadurch nur noch tiefer treibt. Der zweite Bandillero tritt in den Ring; ehe man denken kann, stecken vier Pfeile in der Schulter des Opfers. Ein dritter und vierter tritt an, und der Rücken des Stieres ist jetzt übersät mit blutgetränkten Pfeilen.

Nun treiben die Capeadores ihr Spiel mit dem durch Blutverlust schon geschwächten Tier. Es gibt nichts Graziöseres als diese schlanken Tänzergestalten, die mit ihren roten Seidenmänteln das mächtige Tier umspielen und oft haarscharf an einem Hörnertode vorbeitanzen. Jetzt stehen sie wie Bildsäulen eine Handbreit vor dem schnaubenden Tier, das sich zum Sprunge anschickt, jetzt springen sie elastisch wie Weidengerten zur Seite und beginnen ihr Spiel aufs neue. Das Geheimnis ihrer Kunst ist, daß der Stier nur das rote Tuch, nicht den Menschen angreift. Hält der Capeador den Mantel seitwärts, so verpufft der Stoß in der Luft, schlägt er ihn zusammen, so besänftigt sich der Stier. Ein besonders Geschickter spielt minutenlang mit dem Tier wie mit einem zahmen Hund, während das Publikum in donnernden Beifall ausbricht; bis dann plötzlich der Stier doch seinen Peiniger angreift und ihn so schwer verwundet, daß ihn die Diener wie leblos aus der Arena tragen.

Ein neuer Hornstoß! Der letzte Akt hebt an. Der Matador tritt in den Ring. Er trägt ein prächtiges Seidengewand und in der Hand einen Degen und eine kleine rote Flagge. Geschickt wie eine Katze umspielt er das mächtige, noch immer gefährliche Tier, während er in immer neuen Wendungen das rote Tuch vor den Augen des Stieres schwingt. Der Stier hält ermattet eine Sekunde in seinem Angriff still. Diesen Augenblick erspäht der Matador und stößt ihm das Schwert bis an das Heft in die Schulter. Aber der Degen scheint weder Herz noch Lunge getroffen zu haben, denn in verdoppelter Wut erhebt sich der Stier und stürzt sich aufbrüllend auf seinen Feind. Die Capeadores retten durch schnelles Ausbreiten ihrer Mäntel den Matador vor dem Todesstoß. Diesem wird ein neuer Degen gereicht. Schon pfeift der Pöbel, denn es ist nicht Brauch, zuzustoßen, wenn noch der erste Degen in der Schulter steckt. Der Matador reißt einen Pfeil aus der blutigen Schulter und zieht mit diesem den Degen heraus, der blutrot zur Erde fällt. Unter dem Pfeifen der Menge holt der Matador zum zweiten Stoße aus. In diesem Augenblick beginnen die Knie des gewaltigen Tieres zu schwanken, sein Kopf sinkt vornüber, und mit einem dumpfen Laut bricht es zu Boden.

Das Publikum braust in frenetischem Jubel. Ein Aufatmen geht durch die Menge, nach zwanzig Minuten der Spannung hört man wieder das Ausrufen der Eisverkäufer und das Klingeln der Straßenbahnen draußen. „Wie schauerlich," sagt mein Nachbar und schüttelt sich. Die Mexikanerin an meiner Seite hat die ganze Zeit wie ein Marmorbild gesessen, nun wendet sie sich mit glänzenden Augen zur Seite und ruft: „Ganz herrlich, nicht wahr?"

Inzwischen haben sich die Tore der Arena geöffnet, die Maultiere schleppen den toten Stier hinaus, und die Arenawärter mit Harken und Sandsäcken gehen daran, den Kampfplatz für das nächste Treffen instand zu setzen.

Die sechs Bullen, die nacheinander zur Strecke gebracht werden, stellen, es ist wahr, große Anforderungen an die Nerven der Zuschauer. Aber sie enthüllen auch menschlichen Wagemut und menschliche Todesverachtung in so grandioser Weise, daß man sich mit der Grausamkeit des Schauspiels teilweise aussöhnt. Unzählige Male geht in zwei Stunden der Tod an dem Leben eines jungen Menschen vorbei, nur Geistesgegenwart und Zusammenspiel aller retten ihn. Im Vergleich damit ist ein Fußballspiel nur eine Zurschaustellung von Kraft und Schnelligkeit, die durchaus im Rahmen des Alltäglichen bleibt.

Nach dem Drama darf auch das Satyrspiel nicht fehlen. Während sich die ungeheuren Räume des Theaters langsam zu leeren beginnen, machen sich die Straßenjungen daran, in der noch blutigen Arena „Stierkampf" zu spielen. Da gibt es viel Gelächter; wenn einer die Jacke wie eine Capa vor sich hält und der ersturmende Gegner, sie verfehlend, sich im Sande wälzt. Mit einem Holzklötzchen wird dem Opfer der Todesstoß gegeben, und drei Buben schleppen es an den Beinen wie einen toten Stier aus der Arena. Das ist der Nachwuchs für künftige Stierkämpfer, die im Lande großen Ruhm genießen und deren Kampfgeheimnisse sich durch Generationen vererben.

Bevor der Wächter die eisernen Tore verschließt, ist es noch Zeit, einen Blick in die Landschaft zu werfen, die zu Füßen des Zuschauers liegt. Amphitheatralisch bauen sich die Terrassen der Stadt, die waldigen Höhen und die kahlen Bergwände hintereinander auf, um ihren Abschluß in fernen Schneebergen zu finden. So blickte der Römer vom Zirkus Maximus über die ewige Stadt und genoß die weichen Linien der Albanerberge, nachdem er sich an dem blutigen Schauspiel der Gladiatoren geweidet hatte.

—⊡—

Elefanten als Arbeiter

Von K. Liermann.

Wenn die Ueberlieferungen aus dem grauen Altertum auf Wahrheit beruhen, dann verstanden es die Menschen schon damals, den mächtigen Elefanten als Haustier zu zähmen und für Arbeitszwecke ihrem Willen untertan zu machen. Seitdem hat sich freilich so manches auf dieser Erde geändert — auch die Art, Elefanten einzufangen und zu zähmen, ist eine ganz andere geworden.

Während man früher hunderte von Menschen aufbot, um die wilden Elefanten zu umstellen und durch Geschrei in umzäunte Räume zu treiben, wo sie gefangen genommen wurden, begnügt man sich heute unter Umständen damit, einen zahmen „Lehrmeister" auszusenden, damit er seine wilden Brüder abholt und einführt. Die so eingebrachten Elefanten legen in kürzester Zeit, schon durch das Beisammensein mit zahmen, ihre Wildheit so weit ab, daß ihre Dressur und weitere Ausbildung sozusagen eine Kleinigkeit ist. Die Abrichtung als Arbeitstier wird meistenteils auch den zahmen Elefanten überlassen. Hat sich nämlich der eingebrachte Wildling nur ein wenig an die neue Lage gewöhnt, so folgt er, wohl schon infolge des Nachahmungstriebes, den zahmen und macht ihnen so ziemlich alles nach.

Die Arbeit, die ein Elefant zu verrichten hat, ist natürlich für unsere Verhältnisse und Begriffe überaus schwer; was hundert Menschen kaum bewältigen können, ist diesem Ungetüm leichte Spielerei. Elefanten können Lasten wegschaffen, die sonst nur mit unzeheuren Kraftanstrengungen bewältigt werden können. Tatsächlich werden Elefanten auch oft bei Bahn- und Brückenbauten verwendet, wo es gilt, ungeheure Lasten über weitere Entfernungen zu tragen. Doch auch im Heeresdienst haben sie Verwendung gefunden. So ein Dickhäuter ist imstande, ein schweres Geschütz, für dessen Fortbewegung man sonst etwa zwölf Pferde gebraucht, zu ziehen. Viele Teilnehmer am Weltkriege werden sich auch noch erinnern, wie Hagenbecksche Elefanten in den belgischen und französischen Wäldern bei der Beförderung von Holz vortreffliche Dienste leisteten. So ungeschlacht auch der Elefant aussieht, so geschickt weiß er seine Riesenkraft zu verwenden; der Rüssel ersetzt ihm die geschicktesten Hände, und wo er mit dem Ziehen allein nicht vorwärts kommt, da stemmt er seinen breiten Kopf an und bewältigt jedes Hindernis. Was ihn schließlich noch ganz besonders auszeichnet, ist der Umstand, daß er trotz seines großen Gewichts und seiner mächtigen Gestalt ein ungemein ausdauernder und auch sehr schneller Läufer wie tüchtiger Schwimmer ist.

Dazu kommt noch, daß er unter gewissen Umständen auch ein intelligenter Arbeiter ist. Die